Wirtschaften mit der Geschlechterordnung.

Ein Essay

KARIN HAUSEN

Wirtschaftliche Entwicklung basiert seit dem 18. Jahrhundert wesentlich auf der in neuer Weise organisierten und vom technischen Fortschritt unterstützten immer weiter ausdifferenzierten Teilung der Arbeit. Darüber herrscht seit Adam Smith Einigkeit in der Diskussion über die wirtschaftliche und gesellschaftliche Relevanz der Arbeitsteilung. Allenfalls in der Frage, ob bzw. bis zu welchem Stadium dieser Prozeß eher als gesellschaftlicher Fortschritt oder als Verlust zu bewerten ist, gingen und gehen die Meinungen auseinander.

Was aber wurde in diesen Diskussionen unter Arbeitsteilung verstanden? Bezeichnenderweise konzentrierte sich die Wahrnehmung stets auf die sogenannte gesellschaftliche Teilung der Arbeit. Mit dem Konzept der gesellschaftlichen Arbeitsteilung ließen sich historisch und sozial die Ausdifferenzierungen zwischen Stadt und Land, Herr und Knecht, Stand und Klasse, zwischen einzelnen Berufen, Tätigkeiten und Teilelementen von Arbeitsprozessen erfassen. Jenseits dieser gesellschaftlichen Arbeitsteilung aber verblieb eine gleichsam ahistorische Restgröße. Dieses war die ebenso universell wie fundamental erachtete Teilung der Arbeit zwischen Männern und Frauen. Sie erschien als *natürliche* Arbeitsteilung und galt nicht nur als prähistorischer Ausgangspunkt, sondern auch als dauerhaft relevantes Substrat aller sonstigen Ausdifferenzierungen der Arbeitsteilung. Zu den im 19. Jahrhundert beliebten bildreichen Berichten über das Leben in grauer Vorzeit gehörte daher nicht von ungefähr der Topos von der Frau als Sammlerin, die mit den Kindern am Feuer ausharrt, während der Mann als Jäger die Nahrung heranschafft. Auffallend ist, daß dem Verhältnis zwi-

schen der gesellschaftlichen und der natürlichen Teilung der Arbeit in den klassischen Politischen Ökonomien ebenso wie in den Gesellschaftstheorien des späteren 19. Jahrhunderts so gut wie keine Bedeutung beigemessen wurde. Das gilt besonders für die englische und französische, weniger allerdings für die deutsche Theorietradition (vgl. Richarz 1991: 214-231; Beer 1984).

In sozialpolitischen Visionen kam dieses Verhältnis dagegen um so deutlicher zur Sprache. Am ausgeprägtesten geschah dieses in den frühsozialistischen, sozialistischen und radikalfeministischen Visionen. Diese stellten überwiegend zwar nicht die Zweckmäßigkeit der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, wohl aber deren vermeintliche Natürlichkeit in Frage. Sie hielten es um einer besseren Gesellschaft und um der Interessen von Frauen willen für erstrebenswert, auch die Arbeitsteilung zwischen Frauen und Männern gesellschaftlich planvoll auszugestalten und zu diesem Zweck auch die Haus- und Familienarbeiten in die Gesamtheit der gesellschaftlichen Arbeiten zu integrieren.

Politisch weitaus mehr Gewicht hatten die von Anhängern der natürlichen Arbeitsteilung formulierten Visionen. Für sie waren zwei Entwicklungsprognosen relevant. Die optimistische Prognose besagte, die fortschreitende gesellschaftliche Arbeitsteilung werde der natürlichen Arbeitsteilung eine immer komfortablere Ausgestaltung ermöglichen und schließlich alle Frauen in die Lage versetzen, sich voll und ganz der Familienarbeit zu widmen, während alle Männer ihrer außerhäuslichen Berufsarbeit nachgehen. Die pessimistische Prognose eröffnete dagegen ein Krisenszenario, in welchem die weitere Ausdifferenzierung der gesellschaftlichen Arbeit schließlich zur Zerstörung der natürlichen geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung und damit zur Auflösung jeglicher Zuständigkeit für Familienbelange führen würde. Was in der optimistischen Vision unkommentiert blieb, erschien in der pessimistischen als Bedrohung, daß nämlich die *natürliche* geschlechtsspezifische Teilung der Arbeit keineswegs nur für die Ehepaar-Konstellation und die Familie virulent wird, sondern darauf angelegt ist, Arbeiten generell im Sinne der herrschenden Geschlechterverhältnisse zu ordnen.

Um eben diese komplexe Verschränkung zwischen Geschlechter-, Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung geht es mir in der folgenden Argumentation. Die wechselseitige Durchdringung dieser Ordnungsgefüge wurde im Zuge der Ausdifferenzierung der Arbeitsteilung im Industriekapitalismus keineswegs aufgehoben. Dieses Alltagswissen hier ausdrücklich zu betonen, ist nicht überflüssig. Denn unser Nachdenken über Wirtschaft und Gesellschaft ist allzu geübt darin, zwischen öffentlichem und privatem Bereich säuberlich zu trennen. Wenn die Ordnung der Geschlechterverhältnisse und die Interaktion zwischen Frauen und Männern zur Debatte

steht, richtet sich die Aufmerksamkeit vorrangig auf den Privatbereich und weniger auf den Öffentlichkeitsbereich. Beim Nachdenken über den Öffentlichkeitsbereich dominiert dagegen die Fiktion des geschlechtsneutralen, bei näherem Hinsehen allerdings unschwer als Mann identifizierbaren Individuums (vgl. Pateman 1988; Pujol 1992; Unterkirchner/Wagner 1987).

Im Gegenzug zu dieser Denk- und Wahrnehmungstradition möchte ich im folgenden die Relevanz des historischen Wechselspiels zwischen der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung auf der einen und der marktorientierten Wirtschaftsentwicklung auf der anderen Seite in einigen Punkten erläutern. Der Prozeß des *gendering*, also des immer erneuten Herstellens und Bekräftigens der sozial erwünschten Geschlechterordnung, war und ist ein elementarer Bestandteil des Wirtschaftens, und umgekehrt geht die Wirtschaft in ihrer je spezifischen Struktur und Dynamik in den sozialen Prozeß des *gendering* ein (vgl. Knapp 1993). Um dieses genauer zu erörtern, skizziere ich zunächst einige zählebige Klischees, die die geschlechtsspezifische Analyse und Deutung der Wirtschafts- und Technikentwicklung nachhaltig verstellt haben. Danach formuliere ich einige Überlegungen, wie sich der Druck des seit dem späten 18. Jahrhundert beschleunigten wirtschaftlichen und technischen Wandels auf das System der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung ausgewirkt haben dürfte. In einem letzten Abschnitt geht es mir schließlich um die Frage, wie die kulturell tradierte Geschlechterhierarchie auch innerhalb der markt- und profitorientierten Erwerbsarbeit und Produktionsorganisation reproduziert und wirtschaftlich genutzt wurde.

Wider die Selbstverständlichkeit von Klischees

Die im 19. Jahrhundert auf neue Weise relevant gewordene Vorstellung von einer *natürlichen* Arbeitsteilung jenseits aller gesellschaftlichen Arbeitsteilung hat bis heute deutliche Spuren in der Vorstellung über vergangene Entwicklungen hinterlassen. Das ist um so überraschender, als es schon einmal seit den späten 1890er Jahren Wissenschaftlerinnen und Politikerinnen zuerst in den Vereinigten Staaten und Großbritannien, wenig später auch in Deutschland gelungen war, die Impulse der Frauenbewegung weiterzutragen und mit empirischen Untersuchungen und Gegenvisionen die herrschenden Anschauungen und gängigen Vorurteile wirkungsvoll herauszufordern (vgl. Pujol 1992; Berg 1992).¹ Warum diese Aufbrüche schon in den zwanziger Jahren ihre provozierende Kraft wieder einbüßten, bleibt zu untersuchen. Es dauerte danach bis zu den 1980er Jahren, bevor kritische Reflexionen darüber, in welchem Maße ungeprüfte Vorurteile unsere Vorstellungen über Arbeitsteilung, wirtschaftliche Entwicklung, tech-

nischen Wandel und Geschlechterbeziehungen geprägt und das genaue Wahrnehmen historischer Entwicklungen verstellt haben, erneut ein breiteres Echo auch in der sozial- und geschichtswissenschaftlichen Forschung fanden.² Vier solcher irreführenden Deutungsmuster seien kurz vorgestellt.

1. Die älteste der stereotyp wiederholten Ansichten besagt, daß es im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert die neuen Maschinen gewesen seien, die die Frauen zur Arbeit in den Fabriken und damit zur Trennung von ihren Familien gezwungen hätten. Dabei schwingt Anstößiges mit. Frauen in den Fabriken, und das bedeutet fern von Haushalten, arbeiten zu sehen, wurde von bürgerlichen Beobachtern als Zeichen der Auflösung von Ordnung gesehen. Daß Männer in die Fabriken gingen, erschien demgegenüber innerhalb der Ordnung zu sein.

Die Rede ist in diesem Zusammenhang von Fabrikarbeit unter Einsatz von Maschinen. Dabei entgeht der Beachtung, daß selbst in England bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts immer noch vergleichsweise wenig Frauen und Männer in Fabriken arbeiteten. Neben den Dampfmaschinen interessieren vor allem die Spinn- und später auch die Webmaschinen. Die Maschinen sollen die Arbeit körperlich so leicht und so unqualifiziert gemacht haben, daß nun auch Frauen und selbst Kinder an die Stelle der Männer treten konnten. Diese bereits von Zeitgenossen formulierte Ansicht scheint auch später einer Überprüfung ihres Wahrheitsgehaltes kaum bedurft zu haben. Dennoch ist es sehr viel wahrscheinlicher, daß die Mehrheit der Frauen und Kinder in den Fabriken zunächst weiter genau denselben Typ von Arbeiten verrichtete wie schon vorher in den Manufakturen und vor allem in der Hausindustrie, nämlich diverse Hilfs- und Zuarbeiten. Spinnen war zwar in der Hausindustrie Frauenarbeit gewesen, aber in den Spinnfabriken arbeiteten auch, und in einigen Regionen sogar überwiegend, Männer als Spinner. Ob nun in der Fabrik männliche oder weibliche Spinner an der Spinnmaschine gearbeitet haben mögen, immer war es erforderlich, daß andere Arbeitskräfte für diese Spinner die umfangreich erforderlichen Zuarbeiten leisteten, und das taten fast ausnahmslos Frauen und Kinder, und zwar meistens ohne Maschinenhilfe.

Die Entwicklung der in den einzelnen Regionen und Ländern höchst unterschiedlich geordneten geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung in den Fabriken der Textilindustrie harrt noch der vergleichenden Untersuchung. Dabei ist geschärfte Aufmerksamkeit geboten, will man nicht unversehens wieder in gängige Interpretationsschemata zurückfallen. Ein solcher Lapsus unterlief z. B. Peter Dudzik (1987: 71f.) in seiner vorbildlich genauen Untersuchung über die Entwicklung der Fabrikspinnerei in der Schweiz. Um zu erläutern, daß Frauen und Kinder in der Spinnfabrik ihre Arbeitsplätze beim Reinigen der Baumwolle und bei allen sonstigen Vor- und Begleitarbeiten des Spinnens hatten, bediente er sich der bekannten Floskel: »Kinder

und Frauen wurden für die Arbeiten eingesetzt, für die sie besser geeignet waren als die Männer.« Ebenso ungeprüft schleichen sich bei ihm unversehens als begründende Zusätze auch die viel gerühmte Geschicklichkeit und Fingerfertigkeit ein. Ja, Dudzik behauptet sogar ohne Zögern: »Der Einsatz von Kindern und Frauen war somit weitgehend durch die Anforderungen der eingesetzten Maschinen an die Arbeitsplätze bestimmt« und »der Spielraum der Unternehmer für den Einsatz der verschiedenen Arbeitskategorien war dementsprechend begrenzt«. Diese Argumentation enthält verräterische Trugschlüsse. Es mag durchaus zutreffen, daß es nicht möglich war, Kinder und vielleicht auch Frauen für die von Männern ausgeführten Arbeiten gleichermaßen produktiv einzusetzen. Aber vermutlich hätten sehr wohl auch Männer die Kinder- und Frauenarbeiten ausführen können. Und wäre ihnen für diese Arbeiten mehr als ein Spinner-Lohn gezahlt worden, dann hätten sie diese Arbeiten wohl auch ausführen wollen.

Wenn es gilt, den überfälligen Abschied von hinderlichen Denkgewohnheiten, die unsere bisherige Deutung von Industrialisierungsprozessen nachhaltig strukturiert haben, konsequent zu vollziehen, dann kann es nicht länger angehen, Männer prinzipiell für unfähig zu erklären, auch sogenannte Frauen und Kinderarbeiten auszuführen; und ebenso wenig ist es dann noch zulässig, von den typischerweise Frauen zugeordneten Arbeiten einfach darauf zu schließen, daß Frauen für diese Arbeiten eine spezifische Eignung anzubieten hatten. Das Lohngefälle zwischen Männern und Frauen dürfte in jedem Fall zunächst einmal die tragfähigere Erklärung dafür abgeben, daß Frauen in den Fabriken nur bestimmte Arbeiten ausführten. Auch daß Frauen bestimmte andere Arbeiten nicht ausführten, hat meistens weniger mit ihrem Mangel an erforderlicher Eignung zu tun; dieser hätte sich durch gezielte Ausbildung unschwer beheben lassen. Entscheidender dürfte vielmehr sein, daß Männer erfolgreicher waren, bestimmte Arbeiten auf Dauer exklusiv für sich zu reklamieren. So betrachtet wird es dann umso interessanter weiterzufragen, wie und warum es möglich war, trotz der schnellen Abfolge technischer Innovationen insgesamt dennoch immer wieder generell festzuschreiben, daß für bestimmte Maschinerien und Arbeitsplätze entweder allein Männer oder allein Frauen die geeigneten Arbeitskräfte zu sein hatten. Warum kam die Nähmaschine für die Stoffverarbeitung, die Schreibmaschine und die Telefonvermittlung überwiegend in Frauenhand? Woher stammte die verbreitete Gewißheit, daß das weibliche Geschlecht für alle Sorten möglichst im Sitzen ausgeführter, repetitiver Teilarbeiten besonders geeignet sei? (vgl. z. B. Davies 1982; Nienhaus 1982).

2. Für die Phase der Hochindustrialisierung genießt eine nicht weniger problematische zweite Unterstellung nach wie vor Ansehen. In dieser erscheinen Frauen nicht länger als Spielball der Maschinerien, sondern als

Akteurinnen. Frauen mit ihren Niedriglöhnen halten in diesen Deutungen als Sündenbock dafür her, daß der technische Fortschritt die angestammte Männerarbeit zu entwerten, zu dequalifizieren und in letzter Konsequenz überflüssig zu machen droht. Dieses altbewährte Verdrängungsargument stammt bereits aus der Zunfttradition des Handwerks (vgl. Quartaert 1985). Das gleiche gilt für die daraus folgende Suche nach Abwehrstrategien, um die stets gefürchtete Arbeitskonkurrenz zwischen Frauen und Männern möglichst auszuschalten. Im späteren 19. und 20. Jahrhundert wurden nicht zuletzt die speziellen Arbeiterinnenschutzgesetze immer wieder gezielt auch als wirksames Vehikel einer konsequenten Segregierung der Arbeitsplätze genutzt (vgl. Lown 1990; Stewart 1989). Seine stärkste politische Brisanz entfaltete das Verdrängungsargument erst nach dem Ersten Weltkrieg, als bei gleichzeitiger hoher, zunächst kriegsbedingter, dann struktureller und konjunktureller Arbeitslosigkeit das wirtschaftliche Entwicklungsprogramm *Rationalisierung* hieß und dieses die immer konsequentere Zerlegung der Arbeit in leichter kontrollierbare und maschinell steuerbare Teilarbeiten verallgemeinerte (vgl. u. a. Rouette 1993; Hachtmann 1989; Siegel 1989).

Statt weiter mit der zeitgenössischen Sündenbock-Denkfigur implizit auch eine geschlechtsspezifische Hierarchie der Arbeitskräfte als so selbstverständlich zu unterstellen, daß sich deren nähere historische Erforschung zu erübrigen scheint, wäre es sehr viel aufschlußreicher zu untersuchen, wann, wo und warum angestammte qualifizierte Männerarbeitsplätze tatsächlich abgebaut wurden und Frauen als Nutznießerinnen dieser Entwicklung günstigere oder auch nur zahlreichere Erwerbschancen erhielten. Es ist bekannt, daß in Verwaltung, Verkauf und bei repetitiver Teilarbeit mit und ohne Fließband der Frauenerwerbsbereich nicht auf Kosten von Männerarbeitsplätzen expandierte, sondern daß eine völlig neue, expandierende Nachfrage nach Arbeitskräften zunehmend von vornherein nicht mit männlichen, sondern mit weiblichen Arbeitskräften befriedigt wurde. Wenn dem so ist, warum konnte aber dann das mit dem Überwechseln vom informellen zum formellen Arbeitsmarkt sichtbarere Hervortreten von erwerbstätigen Frauen stets neuen Stoff für die von Arbeitern, Angestellten und Beamten so viel zitierte Verdrängungs-These liefern?

Die Beliebtheit des Sündenbock-Arguments stand in der Arbeiterbewegung ganz offensichtlich in ursächlichem Zusammenhang mit der geschlechtsspezifischen Problematik der Klassensolidarität. Nachdem sich die sozialdemokratischen Männer darauf eingelassen hatten, nicht länger das Verbot der Frauenarbeit zu fordern, hätten sie sich aus schlichtem Eigennutz darüber hinaus auch für die Angleichung von Frauen- und Männerlöhnen stark machen müssen. So zumindest lautete die in der sozialistischen Theorie entwickelte Empfehlung. Denn es wurde erwartet, daß der

vieltimmig beklagte Lohndruck durch Niedriglöhne mit der organisatorischen und technologischen Weiterentwicklung der Produktionsprozesse eher zu- als abnahm. Die Gewerkschaften aber lösten diese allenfalls theoretisch akzeptierte Zielvorgabe niemals durch eine entsprechende Kampfstrategie auch praktisch ein. Es war schon schwierig genug, über die Lohnhierarchie hinweg alle männlichen Lohnarbeiter zusammenzuführen. Deren gemeinsame, wohl schon immer auch als sexuelle Belästigung ausgespielte Abgrenzung gegenüber den weiblichen Arbeitskräften könnte diese Aufgabe erleichtert haben. Einer politischen Strategie der forcierten Annäherung von Frauen- und Männerlöhnen aber stand ganz offensichtlich entgegen, daß Männlichkeit und Weiblichkeit weiterhin an einem zumindest im Prinzip als Hierarchie- und Herrschaftsverhältnis geordneten Geschlechterverhältnis orientiert blieben. Das anhaltende Reden über die Verdrängungs-Gefahr hat daher vermutlich einen äußerst bedrohlichen Beiklang gehabt.

3. Auch der komplizierten Chiffre *Qualifikation* ist mit größerer Skepsis zu begegnen als bisher.³ Denn was immer es mit dem lohn- und statusrelevantem Merkmal *Qualifikation* sonst noch auf sich gehabt haben mag, in jedem Fall steht fest, daß Qualifikation als Privileg des männlichen Geschlechts beansprucht und auch noch unter den Bedingungen einer allgemeinen Gewerbefreiheit hartnäckig verteidigt worden ist (vgl. Hagemann 1993; Reith 1989).⁴ Frauen blieb jahrzehntelang der Zugang zu anerkannter qualifizierender Ausbildung versperrt. Das sollte mitbedacht werden, wenn die Mehrheit der Lohnarbeiterinnen in qualitativen und statistischen Quellen kaum anders denn als Hilfsarbeiterinnen oder ungelernete Arbeiterinnen charakterisiert werden.

Welche Bedeutung das Merkmal *Qualifikation* für die geschlechtsspezifische Verteilung und Bewertung von Arbeiten tatsächlich hatte, bedarf einer genaueren historischen Untersuchung. Wir wissen bislang nur ansatzweise, inwiefern und bis wann es denn überhaupt möglich und sinnvoll war, die Arbeitskräfte an ihren diversen Industriearbeitsplätzen im Hinblick auf die jeweils dort erwartete bzw. erbrachte Leistung danach zu unterscheiden, ob sie speziell für diese Arbeit einschlägig oder auch nur generell handwerklich ausgebildet worden waren oder nicht. Was hatte in den verschiedenen Branchen die Tatsache einer handwerklichen Ausbildung noch mit den de facto ausgeübten Arbeiten zu tun? In welchem Verhältnis standen bei männlichen Arbeitskräften handwerkliche bzw. sonstige betriebliche Ausbildung und Entlohnung am Fabrikarbeitsplatz zueinander? Ebenfalls ungeklärt ist die Frage, inwiefern bei den sogenannten ungelernen Arbeiten deutlich zwischen Frauen- und Männerarbeiten unterschieden werden konnte. Bekannt ist, daß auch Frauen gerade wegen bestimmter Arbeitsfähigkeiten, die sie anzubieten hatten, gesuchte Arbeitskräfte waren,

auch wenn in diesem Zusammenhang nicht von *Qualifikation* die Rede war. Dazu zählten die vielfältigen Arbeitsvermögen, die sie durch ihre von früher Kindheit an täglich eingeübten Erwerbs-, Haus- und Familienarbeiten ausgebildet hatten.

Wie auch immer die betriebliche Nachfrage mit dem individuellen Angebot von *Qualifikation* verknüpft worden sein mag, mit Sicherheit ist es unzulässig, aus der Tatsache, daß Frauen schlechter entlohnt wurden als Männer, zu folgern, daß Frauen unqualifiziertere oder körperlich leichtere Arbeit geleistet haben als Männer. In der umgekehrten Richtung dürfte die Schlußfolgerung eher zutreffen: Frauen wurden allein deshalb, weil sie Frauen waren, geringer entlohnt als Männer. Diese Einsicht hat Käthe Schirmacher schon 1909 in unmißverständlicher Deutlichkeit formuliert: »Der Mann wird beruflich höher gewertet wegen größerer Fähigkeit, größerer Ansprüche und größerer Lasten. Die beiden letzten Faktoren bilden die Geschlechtsprämie des Mannes, den *Geschlechtszuschlag*. Die Frau wird beruflich geringer gewertet wegen geringerer Fähigkeit, geringerer Ansprüche und geringerer Lasten. Die beiden letzten Faktoren bilden ihren *Geschlechtsabzug*« (Schirmacher 1909, zit. nach Brinker-Gabler 1979: 199f). Interessant ist dann weiterzufragen, ab wann und warum die in früheren Zeiten doch so selbstverständlich als rechtens erachtete Tatsache des Niedriglohnes später als eine Folge mangelnder Qualifikation interpretiert wurde.

4. Der Kuriosität halber sei noch eine vierte, erst seit der Wende zum 20. Jahrhundert und möglicherweise durch moderne Reklame popularisierte Deutung des Verhältnisses von technischen Innovationen und Frauen wenigstens kurz erwähnt. Diese Deutung gibt sich paternalistisch wohlmeinend. Gleichsam mit höflicher Verbeugung wird suggeriert, der technische Fortschritt habe gegenüber dem *schwachen Geschlecht* eine ganz besonders fürsorgliche Rolle übernommen. Er soll – einem gütigen Deus ex Machina gleich – in Gestalt einzelner Maschinen den Frauen schließlich zur lang erstrebten Emanzipation verholfen haben. Maschinen, denen eine solche Wunderkraft am häufigsten zugeschrieben worden ist, sind die Nähmaschine, die Schreibmaschine, das Telefon, die Waschmaschine und selbst das Fahrrad und das Automobil. Sie sollen den Frauen lästige Hausarbeiten abgenommen, ihnen Berufsmöglichkeiten eröffnet und räumliche Mobilität außerhalb des Hauses beschert haben. Überspielt wird dabei, daß unter Emanzipation üblicherweise die Aufhebung rechtlicher, politischer, sozialer und wirtschaftlicher Benachteiligungen verstanden wird. Auffallend ist auch, daß Maschinen eine solche emanzipatorische Nachhilfe anscheinend nur dem schwachen Geschlecht zuteil werden ließen. Denn Männer, so will es die komplementäre Legende, mußten sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt heroisch dagegen wehren, daß ihnen die angestammten Kompetenzen und Chancen in der Erwerbsarbeit durch neue Maschinen streitig gemacht wurden.

Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung. Die Flexibilität eines Strukturprinzips

Die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung ist auch heute noch ein universales Prinzip der gesellschaftlichen Arbeitsteilung. Es ist allerdings ein Prinzip, welches in seinen konkreten Formen durch das Zusammenspiel von kulturellen, sozialen und ökonomischen Faktoren immer wieder neu ausgeprägt und den jeweiligen historischen Konstellationen und Bedürfnissen angepaßt wird. Daher zeigt die konkrete Ausgestaltung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung bemerkenswerte Variationen. Fast immer liegt zwar die Zuständigkeit für die Versorgung kleiner Kinder, für die Zubereitung der Mahlzeiten und für die Herstellung und Reinigung von Kleidern ausschließlich bei Frauen, solange diese Arbeiten nicht von Großhaushalten oder Dienstleistungseinrichtungen übernommen werden. Doch das besagt noch wenig darüber, welche konkreten Arbeiten insgesamt den Frauen und welche den Männern jeweils zugeordnet werden.

Innerhalb einer Gesellschaft werden die vielfältigen Arbeitsaufgaben üblicherweise milieu- und situationsbedingt höchst unterschiedlich auf Frauen und Männer verteilt. Bäuerliche Wirtschaften kennen andere Regeln als Wirtschaften der verschiedenen zünftigen oder nicht mehr zünftigen Stadthandwerke; die Arbeitsanforderungen in bildungsbürgerlichen Arbeitszusammenhängen sind andere als die im kaufmännischen oder gewerblichen Großbetrieb. Stets aber führt die jeweilige geschlechtsspezifische Arbeitsteilung zu einer mehr oder weniger verbindlichen geschlechtsspezifischen Zuordnung von Arbeiten und Arbeitsgeräten. Das gilt für Arbeiten, die Frauen und Männer zeitlich und räumlich voneinander getrennt ausführen ebenso wie für Arbeiten, die Frauen und Männer kooperativ als Gruppe erledigen. Zu bedenken ist nicht zuletzt, daß die meisten Gesellschaften einen gewissen Spielraum zulassen, wie strikt die normativen Grenzen zwischen Frauen- und Männerarbeiten einzuhalten sind bzw. wie geschmeidig diese Norm von Fall zu Fall außer acht gelassen und die Arbeitsteilung je nach den aktuellen Erfordernissen vorgenommen werden kann. Das Prinzip der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung zeigt daher in seiner konkreten Umsetzung stets eine große Vielfalt der Formen, in welchen bestimmte Arbeiten jeweils Frauen oder Männern zugewiesen und von diesen auch ausgeführt werden. Die Elastizität, mit der sich das Prinzip den gegebenen Anforderungen anpassen kann, ist offenbar die Voraussetzung für seine auch unter dem erhöhten Druck des sozialen Wandels erwiesene Stabilität (vgl. Martin/Zoepffel 1989; Mitterauer 1992).

Verschiedene Konstellationen sind denkbar, in denen es im großen Stil zu einer Reorganisation der jeweils gegebenen geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung und ihrer entsprechenden Zuordnung von Gerätschaften

kommen muß. Solche Situationen treten ein: wenn sich das Produktionsziel der Arbeit verlagert, z. B. von der vorrangigen Selbstversorgung hin zur vermehrten und höher spezialisierten Marktproduktion; wenn die Arbeitsorganisation neuen Anforderungen genügen muß bzw. von neuen Instanzen festgelegt wird und z. B. als Produktionseinheit nicht länger die familiäl-häusliche Gruppe, sondern ein agrarischer, gewerblicher oder Dienstleistungs-Großbetrieb bevorzugt wird; wenn neue Rohstoffe und neue Arbeitsinstrumente wie Kartoffel, Baumwolle oder Spinnmaschine zum Einsatz kommen. Es muß uns also nicht übermäßig verwundern, daß beim Mahlen des Getreides Handmühlen überwiegend von Frauen, Großmühlen dagegen von Männern benutzt wurden; daß Sicheln von Frauen und Männern eingesetzt wurden, wohingegen sich das Mähen des Getreides mit der Sense im Schnitterpaar zur reinen Männerarbeit entwickelte, weil Frauen nun Zug um Zug das geschnittene Getreide zu Garben bündelten. Bekannt ist auch, daß der Webstuhl ein Arbeitsgerät der Frauen war, solange das Weben dem häuslichen Bedarf diente; dagegen saßen in der gewerblichen Weberei bis in das 19. Jahrhundert hinein überwiegend Männer am Webstuhl, und zwar nicht nur im städtischen Handwerk, sondern auch in der ländlichen Hausindustrie. Letzteres galt allerdings nur, solange Frauen die erforderlichen Zuarbeiten und vor allem das Spinnen ausführten. Als später billigeres und zum Weben taugliches Fabrikgarn auf dem Markt angeboten wurde, gaben die Frauen das Spinnen auf, um nun wie die Männer am Webstuhl für den Markt zu weben. Für die Milchwirtschaft ist gezeigt worden, wie im Zuge besserer Markterschließung, wachsender Nachfrage und steigender Preise für Molkereiprodukte schließlich Männer die zunächst in den bäuerlichen Wirtschaften von Frauen ausgeführten Arbeiten des Melkens, Butterns und Käsemachens übernahmen und nun innerhalb der bäuerlichen Wirtschaften und in den neu entstehenden Molkereien als spezialisierte Facharbeiter tätig wurden (vgl. Wunder 1993; Jensen 1986; Sabeau 1990).⁵

Um zu verstehen, wie das Prinzip der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung unter dem Druck des sozialen Wandels immer erneut durch Anpassung stabilisiert wurde, ist noch ein weiteres Charakteristikum von Bedeutung. Wie immer die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern je konkret ausgebildet war, sobald es eine Arbeitsteilung von einiger Dauer war, hatte sie auch als angemessener Ausdruck der gesellschaftlich erwünschten Männer-Dominanz zu gelten (vgl. Bildmaterial bei Antonietti 1989; Cockburn 1983, 1985 und 1991). Mit dieser Feststellung erübrigt sich die Qual der schwierigen Unterscheidung, ob nun die mindere Bewertung der jeweiligen Frauenarbeit eine Folge der Männerdominanz ist oder ob die Männerdominanz dazu führt, daß Frauen stets die als minderwertig geltenden Arbeiten ausführen. Solange in einer Gesellschaft Männerdominanz

herrscht, wird sie sich auch in der Organisation und Bewertung der Arbeit ausdrücken. Sobald es also innerhalb des Systems der Arbeitsteilung zu dauerhaften Verschiebungen kommt, muß einerseits die neue Verteilung als eine *gerechte* Verteilung neu verankert werden und andererseits gegebenenfalls auch eine neue verbindliche Verständigung darüber stattfinden, daß Männer nun die statushöheren Arbeiten ausführen, auch wenn dieses früher Frauenarbeiten waren, bzw. Frauen nun die statusniederen Arbeiten ausführen, auch wenn dieses vorher Männerarbeiten waren. Auf welche Weise solche Verständigungen gelangen oder auch mißlingen, ist in der historischen Forschung bislang eine noch kaum untersuchte Frage.

Beim derzeitigen Stand des Wissens aber ist es durchaus möglich, mit einigen systematisierenden Überlegungen zumindest zu skizzieren, wie der beschleunigte soziale Wandel immer erneut auch das Ordnungsgefüge der geschlechtsspezifischen Teilung und Bewertung der Arbeiten und damit die Ordnung der Geschlechterverhältnisse insgesamt herausgefordert haben muß. Frauen und Männer dürften diese Turbulenzen höchst unterschiedlich positiv oder negativ als Chance oder Verlust erlebt haben; in jedem Fall aber hatten sie die intensivierte Dynamik der wirtschaftlichen und technologischen Veränderungen sehr konkret in ihr Leben und in die normative Ordnung ihrer Lebenswelt zu integrieren.

Bereits im 18. Jahrhundert bahnten sich in der kulturell durchgeformten Ordnung der Produktions- und Geschlechterverhältnisse von Stadt und Land tiefgreifende Veränderungen an, die sich dann im 19. Jahrhundert allmählich verallgemeinerten. Die Herausbildung der agrarischen und gewerblichen Lohnarbeit im großen Stil, die Vermehrung der haushaltsfernen Produktion von Gütern und Dienstleistungen für den Markt und das Entstehen eines weiträumigen und ausdifferenzierten Arbeitsmarktes veränderten auch die Formen, Inhalte und Bewertungen der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung. Diese Veränderungen stießen allerdings das Prinzip der nach Geschlechtern geteilten und hierarchisch strukturierten Arbeitsordnung keineswegs um. Ganz im Gegenteil, die im System der gesellschaftlichen Arbeit für Frauen und für Männer vorgesehenen Plätze wurden in ihren Unterschieden deutlicher, allgemeiner und dauerhafter markiert (vgl. Hill 1989; Snell 1985; Rose 1987). Dazu trugen folgende Veränderungen maßgeblich bei:

1. Darüber, was die erwünschte, notwendige und tatsächliche Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern und die den Arbeitseinsatz regelnde Geschlechterordnung sein sollte, entschieden nun zunehmend neue Instanzen. Die Haushalte und lokalen beruflichen Gruppierungen und Obrigkeiten verloren allmählich an Einfluß. Ihnen gegenüber gewannen an Einfluß auf der einen Seite die Unternehmer, die nach eigenen Bedürfnissen und Vorstellungen nun individuell über den Einsatz ihrer Arbeitskräfte zu ent-

scheiden trachteten, und auf der anderen Seite gleichsam als Ergänzung und Korrektiv der Unternehmer die großräumig, regional und überregional agierenden staatlichen Verwaltungen, Kirchen und Vereine. Letztere versuchten mit beträchtlichem Aufwand im Namen des gesellschaftlichen Gesamtwohls darauf hinzuwirken, daß die kulturell tradierte Ordnung der Geschlechterverhältnisse unter der Dynamik und dem Veränderungsdruck, welcher von der Revolutionierung der gesellschaftlichen Arbeitsverhältnisse ausging, nicht zusammenbrach. Diese Verschiebung der Definitionsmacht wurde offenbar von entscheidender Bedeutung dafür, daß die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung nun weniger auf Brauch und zunehmend auf allgemeinere, meistens als *Natur* legitimierte Prinzipien zurückgeführt und sehr viel verbindlicher als früher festgeschrieben wurde (vgl. Baumann 1993; Honegger 1991; Kessler-Harris 1975 und 1992; Lown 1990).

2. Die folgenreiche Aufteilung der gesellschaftlich notwendigen Arbeit in bezahlte und unbezahlte Arbeit verallgemeinerte sich und kam stärker zur Wirkung. Dieser für den Prozeß der Industrialisierung entscheidende wirtschaftliche und soziale Strukturwandel hatte nicht zu unterschätzende Folgen für die Geschlechterordnung.

Denn erstens setzte sich mit der Verallgemeinerung von Lohnarbeit allmählich für immer mehr Arbeitsverhältnisse die Praxis durch, daß der erarbeitete Lohn ausschließlich in Geld und nicht mehr in Naturalien ausbezahlt wurde. Unterschiedliche Arbeitsleistungen aber allein mit dem universell verwendbaren, einheitlichen Maßstab des Geldes zu bewerten, heißt gleichzeitig immer auch, die Hierarchien der Arbeitsteilung auf neue Weise auszumessen. Der Geldmaßstab macht es möglich, durch einen Wertvergleich die qualitativ eigentlich unvergleichbaren Unterschiede nun in Heller und Pfennig auszurechnen. Auch die Geschlechterhierarchie erhält damit in den Arbeits- und Erwerbsverhältnissen über den Geldlohn eine auf Vergleichbarkeit angelegte Ausdrucksform. Die gesellschaftliche Dominanz von Männern erscheint unter den Bedingungen von Markt- und Geldverhältnissen dementsprechend als wirtschaftliche Höherwertigkeit und der geringere soziale Rang der Frauen als wirtschaftliche Minderwertigkeit.

Die Beziehungen zwischen den Geschlechtern dürften allerdings zweitens noch entscheidender dadurch umgeprägt worden sein, daß im täglichen Zusammenleben die immer konsequentere Aufteilung und unterschiedliche Ausgestaltung von bezahlten und unbezahlten Arbeiten wirkungsmächtig wurde. Diese Situation verallgemeinerte sich in dem Maße, wie sich zuerst und am konsequentesten für Männer die Erwerbsarbeit vom Haushalt als Lebens- und Arbeitszusammenhang ablöste und nicht nur vorübergehend, sondern dauerhaft zeitlich und räumlich getrennt von unbezahlter Haus-, Familien- und sonstiger Subsistenzarbeit und unter völlig

anderen Bedingungen als diese stattfand (vgl. Tilly/Scott 1978; Boris/Daniels 1989; Boydstone 1990; Wilk 1989; Kocka 1990).⁶

3. Die Vorstellungen darüber, was ein Mann und was eine Frau zu tun und zu sein hat und was einem Mann und was einer Frau zusteht, mußten unter dem Druck des gesellschaftlichen Wandels neu ausgearbeitet werden. Diese Vorstellungen wurden nicht nur neu zugeschnitten, sie hatten auch völlig neue Konsequenzen. Die seit den 1830er Jahren allmählich entwickelte Überzeugung, daß auch der Lohnarbeiter genau so wie der Beamte oder Geschäftsmann für seine Familie der alleinige *Ernährer* zu sein habe, war im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts in allen Industrieländern zur herrschenden Meinung geworden. Für diesen einen Programmpunkt entwickelten die unterschiedlichsten Gruppierungen einen überraschend hohen Konsens. Die sozialpolitische Forderung lautete, ein jeder Mann müsse als Ernährer in die Lage versetzt werden, jederzeit alleine das für seine gesamte Familie erforderliche Geld verdienen zu können. Auch das hierzu komplementäre Programm fand allgemeine Zustimmung, daß alle Frauen ihrem unbezahlten und vom Erwerbsbereich ferngehaltenen *natürlichen* Hauptberuf als Hausfrau, Gattin und Mutter möglichst ohne Ablenkung durch Erwerbsarbeit mehr oder weniger ausschließlich nachkommen sollten. Diese idealen Vorstellungen von der bestmöglichen, da einzig tragfähigen Form geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung in der kapitalistischen Industriegesellschaft teilten offenbar grundsätzlich auch alle diejenigen, die vorübergehend oder dauerhaft auf Frauenerwerbsarbeit nicht verzichten konnten oder wollten (vgl. Alexander 1983; zur verallgemeinerten Geltung vgl. Blom 1990).

4. Die praktischen Konsequenzen dieser als *natürlich* erachteten Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern sind bekannt. Männer hatten sich mit vollem Einsatz und ohne Ablenkung durch Haus- und Familienarbeiten dem Geldverdienen und ihrer Erwerbsarbeit zu widmen. Frauen hatten als Ehefrauen und häufig auch schon als Töchter primär die Haus- und Familienarbeiten optimal auszuführen. Erziehung und Ausbildung in Familie und vor allem Schule sollten Frauen und Männer von früher Kindheit an für diese komplementär konzipierten, späteren Zuständigkeiten konditionieren. Dabei ging es darum, das frühkindliche Einüben einzelner Tätigkeiten und Verhaltensweisen mit verbindlichem Wissen über das Frau-Sein und das Mann-Sein zu verknüpfen.

Diese normativen Vorgaben erlangten auch für die unterschiedliche Eingruppierung von Frauen und Männern auf dem Arbeitsmarkt und an den konkreten Arbeitsplätzen entscheidende Bedeutung (vgl. Bajohr 1979; Franzoi 1985; Knapp 1984; Stockmann 1985; Willms-Herget 1985). Männer waren vorgesehen für lebenslange Berufsorientierung, Berufsausübung und

Berufskarriere sowie für den Ernährerlohn als Zielgröße; Frauen wurden demgegenüber verpflichtet auf Familienorientierung und Familienarbeit; allenfalls wurde ihnen ein *Zuverdienst* durch vorübergehende Erwerbsarbeit vor der Ehe oder eingeschränkte Erwerbsarbeit während der Ehe zugestanden. Nicht vorgesehen war in diesem normativen Szenario, daß Frauen freiwillig oder gezwungenermaßen für sich alleine oder auch zusätzlich für weitere Familienangehörige den gesamten Lebensunterhalt selbst verdienen. Dieses aber war de facto für eine keineswegs kleine und keineswegs nur auf das Arbeitermilieu beschränkte Gruppe von Frauen schon immer das entscheidende Motiv gewesen, überhaupt Erwerbsarbeit zu leisten.

Was immer die einzelnen Frauen und Männer von dieser normativ verbindlichen Ordnung der Geschlechter- und Arbeitsverhältnisse allgemein und speziell in bezug auf ihr eigenes Leben gedacht haben mögen, sicher ist, daß das im 19. und 20. Jahrhundert für sie jeweils erreichbare Angebot an Arbeitsplätzen auch das Modell der idealen Geschlechterverhältnisse widerspiegelte. Die für die Geschlechter segregiert und hierarchisiert angebotenen Arbeitsplätze waren nicht das Ergebnis des freien Spiels von Angebot und Nachfrage auf dem Arbeitsmarkt, sondern die Übersetzung kulturell verankerter gesellschaftspolitischer Grundüberzeugungen mehr oder weniger ehrwürdigen Alters in das moderne Wirtschaftsleben (vgl. Friedland/Robertson 1990).

Die Geschlechtsspezifik der Erwerbsordnung als Funktionselement des Wirtschaftens

Wo immer im 19. Jahrhundert die im eigenen Haushalt und unter Einsatz der ganzen Familie arbeitenden hausindustriellen Produzenten unter den Konkurrenzdruck der mit leistungsfähigeren Maschinen arbeitenden zentralisierten Fabriken gerieten, wurden sie schließlich zum Aufgeben ihres Gewerbes gezwungen. Die betroffenen Familien durchlebten die kritische Übergangsphase meistens nicht nur in extremer Verarmung, sondern auch als Herausforderung, die bisher zwischen den Geschlechtern und Generationen praktizierte Arbeitsteilung zu verändern. In einer ähnlichen Situation befanden sich nach der Auflösung der alten Agrarordnung auch die nicht gewerblich tätigen Menschen der ländlichen Unterschicht, wenn sie sich im Zuge der Kommerzialisierung der Landwirtschaft als Saisonarbeiter und Tagelöhner verdingten. Sobald Familien ohne alternative Einkommensmöglichkeiten von Lohnarbeit abhängig und zur außerhäuslichen Erwerbsarbeit gezwungen waren, hatten sie kaum mehr die Möglichkeit, den Arbeitseinsatz und Arbeitsertrag der einzelnen Familienmitglieder selbst zu organisieren und zu kontrollieren. Daß dieses für sie durchaus erstrebens-

wert war, ist nicht allein am zähen Verteidigen der schließlich nur noch zu Hungerlöhnen möglichen Marktproduktion im eigenen Haushalt ablesbar. Auch die bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts vereinzelt nachweisbare Beschäftigung ganzer Familien- und Verwandtschaftsgruppen in der Fabrik, die dort unter der Autorität des Hausvaters und für seine Rechnung arbeiteten, belegt das anhaltende Interesse an einer Kooperation in der Familiengruppe (vgl. u.a. Reddy 1984: bes. Kap. 6). Dennoch lief die Entwicklung über kurz oder lang darauf hinaus, daß allein die landwirtschaftlichen, gewerblichen und sonstigen Arbeitgeber nun für jedes Mitglied einer Arbeiterfamilie einzeln über die Zuteilung von Arbeiten und damit von Einkommenschancen entschieden. Dabei hielten allerdings auch die modernen Unternehmer an der herkömmlichen alters- und geschlechtsspezifischen Differenzierung der Arbeits- und Erwerbsmöglichkeiten fest.

Die seitens der Arbeitgeber im 19. und 20. Jahrhundert geschlechtsspezifisch formulierte Nachfrage nach Lohnarbeitskräften galt bislang als so selbstverständlich und natürlich, daß selbst die im 19. Jahrhundert für bestimmte Erwerbsarbeitsplätze gesetzlich angeordneten Beschäftigungsverbote für Frauen unbesehen als Errungenschaften des Arbeiterinnenschutzes verbucht wurden. Es gilt dieses vermeintlich Selbstverständliche genauer zu analysieren und dabei Wirtschaftsgeschichte als Kultur- und Gesellschaftsgeschichte neu zu überdenken. Wie dieses geschehen könnte, sei im Hinblick auf Unternehmerentscheidungen durchgespielt.

Eine jede Unternehmensleitung hat darüber zu entscheiden, ob und wie neue Technologien und Maschinerien installiert werden sollen. Bei dieser Entscheidung spielen viele Faktoren eine Rolle. Das Ziel der Investition in neue Maschinen und Anlagen mag sein, ein völlig neues Produkt herzustellen, neuartige Produktionsmöglichkeiten zu nutzen oder die Produktqualität zu verbessern. In jedem Fall aber besteht ein Zwang, in Maschinen neuen Typs zu investieren, um den Anschluß an erzielte Produktivitätsfortschritte nicht zu verpassen. Uns soll hier nur die Senkung der Lohnkosten interessieren. Um diese zu erzielen, kann entweder der Output pro Arbeitskraft erhöht oder teure Arbeitskraft durch billigere ersetzt werden. Wenn es in einem Unternehmen darum geht, über Investitionen in technische Innovationen zu entscheiden und dabei planend vorwegzunehmen, welche Auswirkungen die neuen Technologien auf die Verteilung und Besetzung der Arbeitsplätze und damit auf die Lohnarbeiterinnen und Lohnarbeiter haben würden, müßte das Qualifikations- und Lohngefälle auch im Hinblick auf den segregierten Arbeitsmarkt und das Lohngefälle zwischen Männern und Frauen in die Kalkulation einbezogen werden. Dieses gilt um so mehr, wenn sich abzeichnet, daß Männer ihre Löhne in die Höhe treiben können, sei es, weil ihre spezielle Qualifikation z.B. als Mechaniker oder Spinner gefragt ist, sei es, weil Männer generell auf dem Arbeitsmarkt

knapp sind und notfalls mit Streiks ihre Forderungen durchzusetzen vermögen. Generell läge es für Unternehmer also nahe, sich der relativ teuren männlichen Arbeitskräfte soweit irgend möglich zu entledigen und den größtmöglichen Teil ihres Arbeitskräftebedarfs gegen Niedriglöhne unter den Frauen zu decken.

So betrachtet ist die Tatsache, daß Frauen im 19. Jahrhundert überhaupt zur Fabrikarbeit herangezogen wurden, sehr viel weniger verwunderlich als die Tatsache, daß sie nicht in weit größerer Zahl herangezogen wurden, ja, daß Frauen sogar über Jahrzehnte hinweg in zahlreichen Branchen und Berufen überhaupt keine Erwerbschancen erhielten. Denn wenn Unternehmer im Einklang mit kulturellen Traditionen sicher darauf setzen konnten, daß Frauenarbeit billiger zu haben ist als Männerarbeit, warum haben sie dann nicht schon viel früher in größerem Stil dafür gesorgt, daß handwerklich nicht ausgebildete Frauen am Arbeitsplatz angelernt und ausgebildet wurden? Eine Antwort auf diese Frage zu geben, wäre verfrüht. Aber zu vermuten ist, daß die generelle Verbindlichkeit derjenigen kulturellen Norm, die es ermöglichte, Frauenarbeit niedriger als Männerarbeit zu entlohnen, gleichzeitig auch sichergestellt hat, daß Frauen erheblich größere Schwierigkeiten als Männer hatten, eigene Erwerbsinteressen kollektiv auch gegen die Interessen männlicher Konkurrenten wirkungsvoll zur Geltung zu bringen. Allzu fest verankert war die Vorstellung, daß Frauen auch noch im Industriesystem das Reservoir der unqualifizierten, unstetigen und je nach Lage des Arbeitsmarktes von Fall zu Fall mobilisierbaren und demobilisierbaren Arbeitskräfte zu bleiben hatten. Mit Blick auf diese zähleibige Marginalisierung von Frauen auf dem Arbeitsmarkt hat wohl zuerst Heidi Hartmann die Bedeutung der stillschweigenden, über die Klassengrenzen hinweg wirksamen, patriarchalischen Komplizenschaft zwischen Männern hervorgehoben (vgl. Hartmann 1976; Walby 1987; Acker 1988).

Die Reproduktion der Geschlechterordnung im modernen Erwerbssystem wurde allseits akzeptiert. Dieser Rahmen bot für das unternehmerische Kalkül allerdings hinreichend Gelegenheit, aus dem prinzipiell niedrigeren Frauen-Lohnniveau Nutzen zu ziehen. Technische und organisatorische Innovationen, die ein jedes Unternehmen in längeren oder kürzeren Zeitabständen mehr oder weniger tiefgreifend umgestalteten, verschafften den Unternehmern immer erneut willkommene Anlässe, innerhalb eines Unternehmens, aber auch auf dem Arbeitsmarkt insgesamt die jeweils anerkannten Grenzen zwischen Männer- und Frauenarbeitsbereichen neu abzustecken. Mit solchen Grenzverschiebungen riskierten Unternehmer keineswegs immer die heftige Abwehr der männlichen Lohnarbeiter. Häufig genug brachten technische Neuerungen vor allem den qualifizierten Lohnarbeitern nicht den viel diskutierten Abstieg per Dequalifizierung, sondern einen unverhofften Aufstieg. Mit einem Avancement zu Maschinisten, Auf-

sehern oder Hauptarbeitern vergrößerte sich für sie der Abstand zu den nun meistens zahlreicher gewordenen unqualifizierten weiblichen und jugendlichen Maschinenarbeitern und das wiederum wertete das eigene Arbeitsvermögen auf. Insgesamt dürfte sich die geschlechtsspezifische Zuschreibung von Fähigkeiten, Zuständigkeiten und Lohnniveaus durchaus bewährt haben, um den möglichen Konfliktstoff derartiger innerbetrieblicher Reorganisationsprozesse zu entschärfen (vgl. Hacker 1990).

Die Grundüberzeugung, daß Männer legitimerweise einen höheren Anspruch auf einen Erwerbsarbeitsplatz haben als Frauen und daß ihnen außerdem die besser entlohten Arbeitsplätze zustehen müßten, behauptete sich lange Zeit unangefochten. Gleichzeitig blieb der wenig ausdifferenzierte Frauenarbeitsmarkt viel zu klein für die Zahl der erwerbssuchenden Frauen. Auch diese Situation ließ sich gewinnbringend nutzen. Das berühmteste Beispiel liefert hierfür die Bekleidungsindustrie. Die Massenproduktion war unter den Bedingungen schnell wechselnder Moden und extremer Produktvielfalt risikoreich und schwer zu organisieren. Alle Produktionsstufen in der Fabrik zu zentralisieren, blieb vor allem für die Kleiderkonfektion wenig attraktiv, solange es möglich war, extrem billige Arbeitskräfte jeweils nur kurzfristig für die Saison zu mobilisieren und dabei nicht einmal in die Arbeitsplätze und Arbeitsgeräte investieren zu müssen. Die extrem arbeitsteilig eingerichtete Näharbeit wurde überwiegend an Frauen ausgegeben, die die erforderlichen Näharbeiten in ihren eigenen Wohnungen oder in kleinen Werkstätten gegen minimale Stücklöhne als Heimarbeit ausführten. Diese Art der Kombination von Familien- und Erwerbsarbeiten im eigenen Haushalt hielten zeitgenössische bürgerliche Beobachter für die sozial akzeptabelste Form der Frauenerwerbsarbeit, vorausgesetzt, es gelänge, die extremsten Auswüchse gnadenloser Ausbeutung unter Kontrolle zu bringen. Für verheiratete Frauen mit kleinen Kindern scheint diese Heimarbeit in der Tat häufig die einzige Möglichkeit gewesen zu sein, überhaupt Geld zu verdienen. Bezeichnenderweise kam es erst im späteren 19. Jahrhundert, und zwar am frühesten und wirksamsten in den USA, zur fabrikmäßigen Herstellung von Wäsche und Bekleidung. Die weiterhin auf Heimarbeit fußende Kleiderkonfektion blieb jedoch solange konkurrenzfähig, bis Saisonarbeit zu Niedriglöhnen zu den Frauen in der *Dritten Welt* gegeben werden konnte. Da störte es wenig, daß technische Neuerungen in der Heimarbeit nur mit beträchtlichen Verzögerungen zum Zuge kamen. Noch lange herrschte bei der Nähmaschine der Fußantrieb vor, obwohl ansonsten selbst in Kleinbetrieben der Einsatz elektrischer Kleinmotoren längst üblich geworden war.

Die wirtschaftliche Nutzung weiblicher Arbeitskräfte zu Niedrigpreisen ist bei Industrialisierungsprozessen in der *Dritten Welt* gang und gäbe, seitdem internationale Unternehmen in den 1960er Jahren dazu übergegangen

sind, die weltweiten Lohn Differenzen auszunutzen und Fertigungsenklaven nach Asien, Afrika, Lateinamerika und in die Karibik zu verlegen (vgl. Elson 1991; Leacock/Safar 1986; Tinker 1990). Maria Patricia Fernandez-Kelly (1983) hat z.B. für die seit 1965 in Mexiko angesiedelte Fertigung mikroelektronischer Teile herausgearbeitet, daß die Belegschaft zu 85 bis 90 Prozent aus Frauen besteht, die ausnahmslos sehr jung, unverheiratet, un- oder angelernt sind und im Durchschnitt nicht mehr als drei Jahre im Job verweilen. 1980 arbeiteten hier rund zwei Millionen Lohnarbeiterinnen unter hohem Streß an sechs Tagen pro Woche für minimale Löhne, die sie an ihre Herkunftsfamilien weitergaben. Fast alle Arbeiterinnen wurden wieder entlassen, noch bevor sie einen Anspruch auf Sozialleistungen erworben hatten. Anders als in der Industrialisierungsgeschichte Europas wird die Arbeitskraft der jungen Männer in diesem System überhaupt nicht nachgefragt, und die jungen Männer verzichten offenbar wegen der schlechten Arbeitsbedingungen auch ihrerseits darauf, sich hier um Arbeit zu bewerben. Sie bleiben entweder arbeitslos oder suchen ihr Glück in den USA.

So neuartig, wie es auf den ersten Blick scheinen mag, ist allerdings diese auf eine möglichst effiziente Ausnutzung der Arbeitskraft von ausschließlich jungen Frauen ausgerichtete Unternehmensstrategie nicht. In Europa und den USA gab es im 19. Jahrhundert eine vergleichbare Mobilisierung junger Frauen für die Arbeit in Textilfabriken und seit dem späteren 19. Jahrhundert wurden auch für die expandierende Nachfrage nach Arbeitskräften in Verwaltung, Verkauf, Verkehrs- und Kommunikationswesen erfolgreich vornehmlich junge Frauen für eine kalkulierbar kurze Beschäftigungszeit vor der Eheschließung angeworben. Auch für sie gab es nicht das Angebot einer längeren Erwerbstätigkeit mit existenzsicherndem Verdienst. Die gesellschaftliche Festlegung der weiblichen Arbeitskräfte auf den Status der vorehelichen, ehelichen und nachehelichen Zuverdienerinnen eröffnete dem unternehmerischen Kalkül stets interessante Möglichkeiten der wirtschaftlichen Nutzung. Dabei war entscheidend, daß arbeitssuchende Frauen auf dem Arbeitsmarkt wegen ihres Geschlechts mit eng begrenzten Bewegungs- und Wahlmöglichkeiten konfrontiert wurden (vgl. Nienhaus 1993).

Das Bestreben, Frauenarbeit prinzipiell von Männerarbeit zu unterscheiden, blieb auch bei modernen Wirtschaftsunternehmen deutlich ausgeprägt. Es fand seinen Ausdruck in der geschlechtsspezifisch ausgestalteten Hierarchie der Löhne und Anleitungsbefugnisse ebenso wie in der Zuweisung verschiedener Einzelarbeiten, ganzer Arbeitsgebiete und der möglichst auch räumlich voneinander getrennten Arbeitsplätze. Das traditionelle kulturelle Arrangement der konsequenten Unterscheidung zwischen einem Frauen- und einem Männerarbeitsmarkt erhielt allerdings in der modernen Wirtschaft eine neue Bedeutung. Folgt man der klassischen und

neoklassischen Theorie, dann geschieht in der modernen kapitalistischen Marktwirtschaft die Lohnfindung durch das Regelwerk des Marktes. Knappheit bzw. Überangebot der nach Arbeit suchenden Arbeitskräfte schlagen dabei ebenso zu Buche wie deren Verhandlungsmacht, Qualifikation und Leistung. Anders als in dieser Modellvorstellung war es in der Praxis jedoch schon immer kulturell und politisch bereits weitgehend vorentschieden, daß Frauen auf dem Arbeitsmarkt möglichst nicht in Konkurrenz treten konnten zu Männern. Die für Frauen erreichbaren Erwerbsarbeitsplätze beschränkten sich de facto auf vergleichsweise wenige Arbeiten, die nur Niedriglöhne einbrachten und für Männer unattraktiv waren. Diese Arbeiten galten dann als die für Frauen angemessenen, typisch weiblichen Arbeiten.

Eine derartige Eingrenzung der Frauenarbeit wurde offenbar im Hinblick auf die Stabilisierung der Verhältnisse um so beliebter, wie seit den 1860er Jahren in der politischen Diskussion die Stichworte *Lohngerechtigkeit* und *Lohndrückerei* im Kurs stiegen. Üblich war nun eine Charakterisierung der weiblichen Arbeitskraft per Fingerfertigkeit statt Muskelkraft, Bevorzugung von Sauberkeit statt Schmutz, Eignung für unqualifizierte, nur ausführende Teilarbeit statt Handwerkerkönnen, Nebenbeschäftigung statt Hauptberuf, sowie nicht zuletzt die Hervorhebung der weiblichen Geduld und Bereitschaft zur Unterordnung. Alle diese Charakteristika dienten nicht nur zur Rechtfertigung der Frauen-Niedriglöhne. Sie taugten auch dazu, außerhäusliche Frauen- und Männerarbeiten deutlicher gegeneinander abzugrenzen und die weiblichen Arbeitskräfte in Arbeitsbereiche zu lenken, um welche Männer nicht konkurrierten. Im 20. Jahrhundert lieferten nicht zuletzt die Arbeitswissenschaft, die Arbeitsmarktpolitik und die Arbeitssoziologie einschlägige Hilfestellungen, um nun auch wissenschaftlich dieses kulturell begründete Erwerbssystem patriarchaler Prägung mit seinem privilegierenden Job-Modell für Männer und diskriminierenden Gender-Modell für Frauen als ein optimales gesellschaftliches Ordnungsgefüge weiterhin zu fundieren und zu legitimieren (vgl. Feldberg/Glenn 1979; Krell 1984; Krell/Osterloh 1992). Diese modernisierte Strategie vermochte auf lange Sicht erstaunlich erfolgreich, den im Zeichen von Frauenbewegung und Gleichberechtigungsforderungen stärker gewordenen Veränderungsdruck noch über Jahre abzuwehren. Erst in jüngster Zeit ist das Funktionsprinzip der geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung wiederum durch Wissenschaft, die sich nun allerdings ausdrücklich in den Dienst von Fraueninteressen gestellt hat, aufgedeckt, analysiert und fundiert kritisiert worden.

1898 hatte Charlotte Perkins Gilman in ihrem schnell über die USA hinaus berühmten Buch *Women and Economics. A Study of the Economic Relation Between Men and Women as a Factor in Social Evolution* diagnostiziert und kritisiert, was sie die *sexuo-economic relations* nannte. Die Menschen

seien »the only animal species in which the female depends on the male for food, the only animal species in which the sex-relation is also an economic relation« (ebd.: 5). Dieses untaugliche Arrangement endlich zu überwinden, hielt sie für das Gebot der Stunde. Die Aufgabe laute: »reconstructing in our minds the position of woman under conditions of economic independence« (ebd.: 270). Sie war, wie wir heute wissen, ihrer Zeit weit voraus; aber sie hat wohl auch die zentrale Bedeutung und vor allem die in flexiblen Anpassungen erwiesene Widerstandsfähigkeit des hierarchisierenden Systems der nach Geschlechtern geordneten Zuteilung und Bewertung des Arbeitens erheblich unterschätzt.

Anmerkungen

1 | In Deutschland wurde u.a. die Dissertation von Alice Salomon (1906): *Die Ursachen der ungleichen Entlohnung von Männer- und Frauenarbeit*, Leipzig, breit diskutiert.

2 | Anknüpfend an die Arbeiten von Alice Clark (1982) und Ivy Pinchbeck (1981) kam es insbesondere in Großbritannien zu einer Revision der Industrialisierungsgeschichte (vgl. Honeyman/Goodman 1991; Hudson/Lee 1990a). Besonders eindrucksvoll wird die Geschlechtsspezifik der Entwicklung u.a. herausgearbeitet von Maxine Berg (1985), Leonore Davidoff und Catherine Hall (1987), Bridget Hill (1989) und K.D.M. Snell (1985).

3 | Die Zeitschrift *Gender & History* brachte hierzu 1989 in Heft 2 stimulierende Aufsätze von Mary E. Wiesner, Elizabeth Faue, Cynthia Cockburn, Keith McClelland, Ava Baron und Ella Johansson. Vgl. außerdem Cockburn (1983, 1985 und 1991); Philipps/Taylor 1980; Kassel (1993); Orland (1993); Zachmann (1993).

4 | Snell (1985: 270-319) weist für England nach, daß seit dem späten 18. Jahrhundert Mädchen sehr viel seltener und in sehr viel weniger Berufen eine Lehre erhielten als noch im 18. Jahrhundert.

5 | Snell (1985) hat für England im 18. und frühen 19. Jahrhundert rekonstruiert, wie sich die geschlechtsspezifische Nachfrage nach Arbeitskräften einschneidend veränderte.

6 | Kocka (1990) berücksichtigt in einem umfangreichen Kapitel das *Jahrhundert des Dienstmädchens*; diesem wichtigen Schritt in die richtige Richtung folgt aber nicht der zweite, nun auch die unbezahlte Haus- und Familienarbeit der Arbeiterfrauen im eigenen Haushalt als relevanten Teil der Arbeitergeschichte zu integrieren (vgl. Hagemann 1990).

Literatur

- Acker, Joan (1988): »Class, Gender, and the Relations of Distribution«, in: *Signs. Journal of Women in Culture and Society* 13, S. 473-497.
- Alexander, Sally (1983): *Women's Work in Nineteenth-Century London. A Study of the Years 1820-1850*, London: The Journeyman Press.
- Antonietti, Thomas (1989): *Ungleiche Beziehungen. Zur Ethnologie der Geschlechterrollen im Wallis, Sitten*: Walliser Kantonmuseen.
- Bajohr, Stefan (1979): *Die Hälfte der Fabrik. Geschichte der Frauenarbeit in Deutschland 1914-1945*, Marburg: Verlag Arbeiterbewegung und Gesellschaftswissenschaft.
- Baumann, Ursula (1993): »Frauenarbeit in kirchlicher Diskussion und Praxis im Kaiserreich«, in: Hausen (Hg.), S. 147-166.
- Beer, Ursula (1984): *Theorien geschlechtlicher Arbeitsteilung*, Frankfurt/Main: Campus.
- Berg, Maxine (1985): *The Age of Manufacturers, 1700-1820*, London: Routledge.
- Berg, Maxine (1992): »The First Women Economic Historians«, in: *Economic History Review* 45, S. 308-329.
- Blom, Ida (1990): »Changes in Women's Work and Family Responsibility in Norway since 1860s«, in: Hudson/Lee (Hg.) (1990a), S. 2-47.
- Boris, Eileen/Daniels, Cynthia R. (Hg.) (1989): *Homework. Historical and Contemporary Perspectives on Paid Labour at Home*, Urbana u.a.: University of Illinois Press.
- Boydston, Jeanne (1991): *Home and Work. Housework, Wages, and the Ideology of Labor in the Early Republic*, New York, London: Oxford University Press.
- Brinker-Gabler, Gisela (Hg.) (1979): *Frauenarbeit und Beruf*, Frankfurt/Main: Fischer Taschenbuch.
- Clark, Alice (1982 [1919]): *Working Life of Women in the Seventeenth Century*, London: Routledge.
- Cockburn, Cynthia (1986): »Brothers. Male Dominance and Technological Change«, in: dies. (Hg.), *Machinery of Dominance. Women, Men, and Technological Know-How*, London: Pluto Press.
- Cockburn, Cynthia (1991): »Das Material männlicher Macht«, in: Logie Barrow/Dorothea Schmidt/Jutta Schwarzkopf (Hg.), *Nichts als Unterdrückung? Geschlecht und Klasse in der englischen Sozialgeschichte*, Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 67-84.
- Davidoff, Leonore/Hall, Catherine (1987): *Family Fortunes. Men and Women of the English Middle Class 1780-1850*, Chicago: University of Chicago Press.

- Davies, Mygery W. (1982): *Woman's Place is at the Typewriter. Office Work and Office Workers, 1870-1930*, Philadelphia: Temple University Press.
- Dudzik, Peter (1987): *Innovation und Investition. Technische Entwicklung und Unternehmerentscheide in der schweizerischen Baumwollspinnerei 1800 bis 1916*, Zürich: Chronos.
- Elson, Diane (Hg.) (1991): *Male Bias in the Development Process*, Manchester: Manchester Press.
- Feldberg, Rosalyn/Glenn, Evelyn Nahano (1979): »Male and Female. Job versus Gender Models in the Sociology of Work«, in: *Social Problems* 26, S. 524-538.
- Fernandez-Kelly, Maria Patricia (1983): *For We are Sold I and My People. Women and Industry in Mexico's Frontier*, Albany/NY: State University of New York.
- Franzoi, Barbara (1985): *At the Very Least She Pays the Rent. Women and German Industrialisation, 1871-1914*, Westport/Conn.: Greenwood Press.
- Friedland, Roger/Robertson, Alexander Foster (Hg.) (1990): *Beyond the Marketplace. Rethinking Economy and Society*, New York: De Gruyter.
- Gilman, Charlotte Perkins (1966): *Women and Economics. A Study of the Economic Relations between Men and Women as a Factor in Social Evolution (1898)*, Reprint der 2. Aufl. 1899, New York: Prometheus Books.
- Hachtmann, Rüdiger (1989): *Industriearbeit im Dritten Reich*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Hacker, Sally L. (1990): »Doing it the Hard Way. Investigations of Gender and Technology«, in: Karen Hagemann (Hg.): *Frauenalltag und Männerpolitik. Alltagsleben und gesellschaftliches Handeln von Arbeiterfrauen in der Weimarer Republik*, Bonn: Dietz.
- Hagemann, Karen (1993): »Ausbildung für die weibliche Doppelrolle. Berufswünsche, Berufswahl und Berufschancen von Volksschülerinnen in der Weimarer Republik«, in: Hausen (Hg.), S. 214-236.
- Hartmann, Heidi (1976): »Capitalism, Patriarchy and Job Segregation by Sex«, in: *Signs. Journal of Women in Culture and Society* 1, S. 137-169.
- Hausen, Karin (Hg.) (1993): *Geschlechterhierarchie und Arbeitsteilung. Zur Geschichte ungleicher Erwerbschancen von Männern und Frauen*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Hausen, Karin/Krell, Gertraude (Hg.) (1993): *Frauenerwerbsarbeit. Forschungen zu Geschichte und Gegenwart*, München: Hampp.
- Hill, Bridget (1989): *Women, Work, and Sexual Politics in Eighteenth-Century England*, Oxford: Blackwell.
- Honegger, Claudia (1991): *Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib, 1750-1850*, Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Honeyman, Katrina/Goodman, Jordan (1991): »Women's Work, Gender

- Conflict, and Labour Markets in Europe 1500-1900«, in: *Economic History Review* 44, S. 608-628.
- Hudson, Pat/Lee, William Robert (Hg.) (1990a): *Women's Work and the Family Economy in Historical Perspective*, Manchester, New York: Manchester University Press.
- Hudson, Pat/Lee, William Robert (1990b): »Women's Work and the Family Economy in Historical Perspective«, in: Hudson/Lee (Hg.) (1990a), S. 2-47.
- Jensen, Joan (1986): *Loosening the Bonds. Mid-Atlantic Farm Women, 1750-1850*, New Haven: Yale University Press.
- Kassel, Brigitte (1993): »Das Geschlecht der Qualifikation ist männlich. Ausbildung und Qualifikation in der Metallindustrie vor 1930«, in: Hausen (Hg.), S. 125-146.
- Kessler-Harris, Alice (1975): »Stratifying by Sex. Understanding the History of Working Women«, in: Richard C. Edwards (Hg.), *Labor Market Segmentation*, Lexington/MA: Heath, S. 217-242.
- Kessler-Harris, Alice (1992): »The Just Price, the Free Market, and the Value of Women«, in: Dorothy O. Helly/Susan M. Reverby (Hg.), *Gendered Domains. Rethinking Public and Private in Women's History*, Ithaca, London: Cornell University Press, S. 263-276.
- Knapp, Gudrun-Axeli (1993): »Segregation in Bewegung: Einige Überlegungen zum Gendering von Arbeit und Arbeitsvermögen«, in: Hausen/Krell (Hg.), S. 1-20.
- Knapp, Ulla (1984): *Frauenarbeit in Deutschland*, 2 Bde., München: Minerva.
- Kocka, Jürgen (1990): *Arbeitsverhältnisse und Arbeiterexistenzen. Grundlagen der Klassenbildung im 19. Jahrhundert*, Bonn: Dietz.
- Krell, Gertraude (1984): *Das Bild der Frau in der Arbeitswissenschaft*, Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Krell, Gertraude/Osterloh, Margrit (Hg.) (1992): *Personalpolitik aus der Sicht von Frauen – Frauen aus der Sicht der Personalpolitik*, München, Mering: Hampp.
- Leacock, Eleonor/Safar, Helen I. (Hg.) (1986): *Women's Work. Development and the Division of Labor by Gender*, South Hadley/MA: Bergin & Garvey.
- Lown, Judy (1990): *Women and Industrialization. Gender at Work in Nineteenth-Century England*, Cambridge: Polity Press.
- Martin, Jochen/Zoepffel, Renate (Hg.) (1989): *Aufgaben, Rollen und Räume von Frau und Mann*, 2 Bde., Freiburg, München: Alber.
- Mitterauer, Michael (1992): *Familie und Arbeitsteilung. Historisch-vergleichende Studien*, Wien: Böhlau.
- Nienhaus, Ursula (1982): *Berufsstand weiblich. Die ersten weiblichen Angestellten*, Berlin: Transit.
- Nienhaus, Ursula (1993): *Vater Staat und seine Gehilfinnen. Die deutsche Post*

- im Spannungsfeld von Sozialpolitik und Betriebswillkür. Eine Fallstudie am Beispiel der weiblichen Beschäftigten, 1864-1945, unveröffentlichte Habilitationsschrift.
- Orland, Barbara (1993): »Männer in der Wäscherei. Technik und geschlechtshierarchische Arbeitsteilung im Waschgewerbe des 19. Jahrhunderts«, in: Hausen (Hg.), S. 97-124.
- Pateman, Carol (1988): *The Sexual Contract*, Oxford: Polity Press.
- Philipps, Anne/Taylor, Barbara (1980): »Sex and Skill. Notes towards a Feminist Economics«, in: *Feminist Review* 6, S. 79-88.
- Pinchbeck, Ivy (1981 [1930]): *Women Workers in the Industrial Revolution 1750-1850*, London: Virago.
- Pujol, Michèle A. (1992): *Feminism and Antifeminism in Early Economic Thought*, Brookfield, Vermont: Edgar Elgar.
- Quartaert, Jean (1985): »The Shaping of Women's Work in Manufacturing: Guilds, Households and the State in Central Europe, 1648-1870«, in: *American Historical Review* 90, S. 1122-1148.
- Reddy, William (1984): *The Rise of Market Culture. The Textile Trade and French Society, 1750-1900*, Cambridge, New York: Cambridge University Press.
- Reith, Reinhold (1989): »Zur beruflichen Sozialisation im Handwerk vom 18. bis ins frühe 20. Jahrhundert. Umriss einer Sozialgeschichte der deutschen Lehrlinge«, in: *Vierteljahrsschrift für Wirtschafts- und Sozialgeschichte* 76, S. 1-27.
- Richarz, Irmintraut (1991): *Oikos, Haus und Haushalt. Ursprung und Geschichte der Haushaltsökonomik*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Rose, Sonya O. (1987): »Gender Segregation in the Transition to the Factory. The English Hosiery Industry 1850-1910«, in: *Feminist Studies* 13, S. 163-184.
- Rouette, Susanne (1993): *Sozialpolitik als Geschlechterpolitik. Die Regulierung der Frauenarbeit nach dem Ersten Weltkrieg*, Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Sabean, David Warren (1990): *Property, Production, and Family in Neckarhausen, 1700-1870*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Salomon, Alice (1906): *Die Ursachen der ungleichen Entlohnung von Männer- und Frauenarbeit*, Leipzig: Duncker & Humblot.
- Schirmacher, Käthe (1909): *Wie und in welchem Maße läßt sich die Wertung der Frauenarbeit steigern?*, Gautzch bei Leipzig: F. Dietrich.
- Siegel, Tilla (1989): *Leistung und Lohn in der nationalsozialistischen »Ordnung der Arbeit«*, Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Snell, K.D.M. (1985): *Annals of the Labouring Poor. Social Change and Agrarian England, 1660-1900*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Stewart, Mary Lynn (1989): *Women, Work, and the French State. Labour Pro-*

- tection and Social Patriarchy, 1879-1979*, Kingston: McGill-Queen's University Press.
- Stockmann, Reinhard (1985): »Gewerbliche Frauenarbeit in Deutschland 1875-1980«, in: *Geschichte und Gesellschaft* 11, S. 447-475.
- Tilly, Louise/Scott, Joan (1978): *Women, Work, and Family*, New York: Routledge.
- Tinker, Irene (Hg.) (1990): *Persistent Inequalities. Women and World Development*, Oxford, New York: Oxford University Press.
- Unterkircher, Lilo/Wagner, Ina (1987) (Hg.): *Die andere Hälfte der Gesellschaft* (Österreichischer Soziologentag 1985), Wien: Verlag des Österreichischen Gewerkschaftsbundes.
- Walby, Sylvia (1987): *Patriarchy at Work. Patriarchal and Capitalist Relations in Employment*, Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Wilk, Richard R. (Hg.) (1989): *The Household Economy. Reconsidering the Domestic Mode of Production*, Boulder: Westview Press.
- Willms-Herget, Angelika (1985): *Frauenarbeit. Zur Integration der Frauen in den Arbeitsmarkt*, Frankfurt/Main, New York: Campus.
- Wunder, Heide (1993): »Jede Arbeit ist ihres Lohnes wert. Zur geschlechtsspezifischen Teilung und Bewertung von Arbeit in der Frühen Neuzeit«, in: Hausen (Hg.), S. 19-39.
- Zachmann, Karin (1993): »Männer arbeiten, Frauen helfen. Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und Maschinisierung in der Textilindustrie des 19. Jahrhunderts«, in: Hausen (Hg.), S. 71-96.